Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 30

Artikel: Joseph im Schnee [Schluss]

Autor: Auerbach, Berthold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639851

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 27. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Die heilige Flamme.

Von Meinrad Lienert.

O Schweizerland, um deine Grenzen,
Die gold'ne Flüsse sonst umkränzen
Und gold'ne Berge, tobt die Schlacht.
Noch tönen deine Herdenglocken;
Doch wer weiß, was am dunklen Rocken
Die Norne für Gespinste macht?

Urfinsternis bedeckt die Erde.
Lang tut ihr not ein zweites Werde!
Ein Licht, das ewig sie erhellt.
O Schweizerland im stillen Tale
Des Friedens birgst du heut die Schale,
Worin das wahre Licht der Welt.

Das Herze ist die heil'ge Flamme, —
Mein junges Volk vom Schweizerstamme,
Das heut bewacht dein treues Schwert.
Dies Feuer soll der Zukunft gelten.
Für alle Welt gen hundert Welten
Beschirm es, deiner Ahnen wert!

Blickt auch die Stunde mitternächtig,
Schon rüstet sich das Herze mächtig
Zu seinem Auferstehungstag.
Und dran entzündet, nah und ferne,
Die Welt sich, wie am Morgensterne
Der nächtebangen Lerche Schlag.

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

18

Aber noch in einem anderen Hause wurde an diesem heiteren Morgen geweint, und zwar im ersten des Dorfes. Im Pfarrhause saß die Magd in der Küche und weinte bitterlich. Die schöne fette Gans, die wir heut braten wollen — und sie war gerad so geschickt, weil wir einen so lieben Gast haben — das schöne Tier, das so gut ausgefroren war vor dem Fenster, ist heute nacht in dem Durcheinander gestohlen worden. Die Menschen müssen ja jetzt an dem Bissen, den sie dem Pfarrer stehlen, ersticken; und wie himmlisch gut hat er ihnen zugeredet und gedankt für das, was sie getan, und jetzt tun sie ihm das. Heute sollt' er das auch in der Predigt mit vorbringen und ihnen den Text lesen, und wer zuerst hustet, der hat die Gans gestohlen. Der schlechte Kerl, der Fuchs, der Wolf, der Hund, der Marder, der Rabe, der alles, der sie gestohlen hat, und die elende Person, die sie braten wird; ich gehe durchs Dorf und rieche überall herum, ich muß meine Gans wieder haben. Wir haben ja nichts zu essen heut' mittag . . . So und noch viel mehr unter bitterm Weinen und Schelten und Fluchen klagte die Magd in der Küche, so daß der Pfarrer endlich herauskam und fragte: „Was geht denn vor?" Es wurde ihm getreulich berichtet und die Magd zeigte ihm als Wahrzeichen den leeren Haken, an dem die Gans vor dem Fenster gehangen. „Der Haken ist noch da, aber die Gans nicht," klagte sie und probierte immer den Haken, wie wenn er gerade geschickt wäre, um den Dieb daran aufzuhängen. Auch Bruder Eduard kam herbei und mußte der Magd den Gefallen tun, den leeren Haken zu besehen. Zu dem Schwager gewendet, sagte der Pfarrer: „Es ist oft so, gerade der schmackhafte letzte Bissen, den man sich wohl aufbewahrt, fällt oft auf den Boden, wenn man ihn schon an der Gabel hat."

„Und du lachst noch?" klagte die Pfarrerin gegen ihren Mann, „ja ihr Männer, ihr könnt es nicht wissen, wie schwer es einem auf dem Lande wird, ein ordentliches Essen herzurichten, und wie man sich freut, wenn alles sich macht, und das war wie bestellt, daß mir die Mutter gestern noch Kastanien schickte."

„Ich lache nicht, im Gegenteil, mir ist's auch unangenehm —"

„Ihnen ist es gewiß am meisten leid, daß ein Mensch so schlecht ist, zu stehlen. Aus dem Leckerbissen machen Sie sich nichts," fiel Eduard ein.

„Mit nichten. Ich bin so materiell, daß ich sehr gern

so ein glitzerndes, braunes, knusperiges Stück Gänsebraten esse. Und wegen des Diebes? Wenn einem andern die Gans gestohlen worden wäre, der Dieb wäre da wie da, aber es würde mich doch weniger ärgern als jetzt, da es meiner eigenen Gans an den Kragen ging."

„Den Kragen haben wir noch," beruhigte die Magd. Alles lachte eben, da der Briefbote die Treppe heraufkam. Er brachte die Landeszeitung. Der Pfarrer überflog rasch sein Gebiet und richtig — die Stelle im Odenwald, um die er sich beworben hatte, war einem andern, viel jüngeren Geistlichen, aber von der neumodischen, starren Sorte übergeben worden.

„Da ist auch noch ein Haken," sagte der Pfarrer, reichte seiner Frau das Blatt und deutete auf die betreffende Stelle. Mit der Zeitung war auch ein Brief vom Oheim Konsistorialpräsidenten angekommen, der die Verleihung der Stelle an einen anderen dahin erklärte, daß man unsern Pfarrer in die Hauptstadt ziehen wolle.

„Ich lehne ab, ich bleibe hier," sagte der Pfarrer kurz.

Die Pfarrköchin, die ins Wirtshaus ging, um dort Fleisch als Ersatz des gestohlenen Gänsebratens zu holen, hatte zwei Nachrichten zu verbreiten, die sich gar nicht miteinander vereinen wollten und die sie immer seltsam untereinandermengte: die gestohlene Gans und das Bleiben des Pfarrers im Dorf.

Die Glocken läuteten in sanften Schwingungen in den hellen Tag hinaus; nicht umsonst nennt man das Geläute am Weihnachtsmorgen „Kindlewiegen". Als der Pfarrer wieder zur Kirche ging, stand das ganze Dorf vorm Pfarrhause bis zur Kirchtür aufgestellt hüben und drüben und sie grüßten alle den Pfarrer als Zeichen des Dankes für die Freude, daß er nun für immer bei ihnen bleibe. — Während in der Kirche die Orgel tönte, schlich eine verhüllte Gestalt vor der Pfarrkirche vorüber, und unversehens lag eine fette Gans auf dem Fensterbrett. War es nun die gestohlene oder eine andere, war's der Dieb, der die gestohlene wiederbrachte, oder ein gutes Herz, das eine andere dafür hinlegte? Man konnte nie klug daraus werden. Die Pfarrköchin behauptete, sie verstehe auch ein Auge zuzudrücken, sie habe die Gestalt nicht erkannt und nicht erkennen wollen. Sie war aber so voll Freude, daß sie bis vor die Tür der Sakristei eilte, um dem Pfarrer zu sagen, er solle nicht von der gestohlenen Gans predigen, sie sei wieder da; sie wagte es indessen doch nicht, in die Sakristei einzutreten und ging wieder zurück. „Er ist ja auch gescheit genug," sagte sie, „und wird nicht über eine Gans predigen," und darin hatte sie vollkommen recht.

Der kleine Joseph war mit seinen Eltern, hüben und drüben von ihnen geführt, in die Kirche gegangen; er schaute seltsam auf zu allen Begegnenden, er sagte nichts, aber er drückte dem Vater still die Hand. An der Kirchtür entließen die Eltern das Kind zu seinen Schulgenossen und sie selber trennten sich in die Männer- und Frauenabteilung. Aber die zwei gehörten doch jetzt zusammen, wie sie jetzt dasselbe Gebäude einschloß und wie ihre Stimmen zusammenklangen. Der Gesang ging aber heute nicht gut vonstatten, denn es fehlte der beste Sänger, der dem Schulmeister schon oft mit seiner mächtigen Stimme ausgeholfen hatte, es fehlte heut Häsrele, der so heiser war, daß er kein lautes Wort reden konnte. Als der kleine Joseph bei seinen Kameraden angekommen war, fragten ihn mehrere: „Weißt du, wie du jetzt heißt?" — „Joseph Röttmann, wie immer." — „Nein, Joseph im Schnee, so heißt du jetzt," und diesen Namen behielt er bis auf den heutigen Tag.

Am Nachmittag wurde im Wirtshause vielfach auf das Wohl des Pfarrers getrunken und auch auf das Wohl des „Joseph im Schnee", und jeder hatte noch ganz besonders zu erzählen, was er diese Nacht vollbracht. Die Schauer waren hundertfältig, wie man nicht wußte, was ein Fels ist und wo es jäh hinabgeht. Es war weit mehr Wunder, daß niemand verunglückt war, als daß der Joseph sich so geradeswegs durchgefunden hatte. Zu Hause aber saß der Schilder-David in seinem Sonntagsgewand vor seiner großen Bibel und las mit Fingern den Buchstaben folgend da weiter, wo er vorgestern abend aufgehört hatte. Der Schilder-David lebte das gewöhnliche Leben und las die Bibel immer wieder durch, und jetzt hatte sich's wundersam zusammengefügt und zum Besten.

Am Mittag kam ein Bote in das Dorf und berichtete, daß in der Heidenmühle eine Leiche liege.

„Die Röttmännin!" rief alles.

„Nein, der Heidenmüller, er ist schon seit gestern abend tot, man hat es aber erst heute früh gemerkt, er hat sich den Tod angetan, weil er mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollte, und schrecklich ist's gewesen, wie die Röttmännin, die ihn in der Nacht zu ihrem Beistand erwecken wollte, auf ihn hineinfluchte. Sie fluchte über einen Toten hinein."

Alles schauderte, und gewiß, der Tod des Heidenmüllers wurde sehr bedauert, aber er hätte auch zu einer andern Zeit sterben können. Man sprach jetzt weit weniger von der Rettung des Joseph als vom Tod des Heidenmüllers.

Niemand erschrak mehr über diesen Todesfall als die Leegart. Es zeigt sich ja, sie kann mehr als andere Menschen; sie kann einen zu Tode wünschen. Sie hatte ja dem Heidenmüller in alle Gewürze, die er beim Krämer, und in den Wein, den man im Rößle geholt, Gift und Opperment hineingewünscht. Ein Schauer der Wonne und der Angst zugleich ging durch ihr ganzes Wesen, daß sie mit solcher Wunderkraft ausgestattet war.

Sie wagte es nicht, aus dem Hause zu gehen, jedermann mußte ihr ansehen, was sie getan, und sie bereute es aufrichtig, sie hat's nicht ernst gemeint. Ich werde mich hüten — gelobte sie sich — künftighin so etwas zu tun; ich wünsche der ganzen Welt nur Gutes, meinetwegen auch der Röttmännin. Endlich wagte sie es, zur Martina zu gehen, und sagte ihr heimlich in der Dachkammer: „Ich bitte dich, sorg' mit geschickter Manier dafür, daß keine von den Weibern ausplaudert, was ich gestern dem Heidenmüller gewünscht habe. Die Menschen sind gar abergläubisch und könnten am Ende glauben, ich kann mehr als andere Menschen, aber ich mag den Namen nicht dafür haben." Leegart war nur halb zufrieden, als ihr Martina beteuerte, daß niemand daran denke und daß die Welt doch nicht so dumm sei, solche Sachen zu glauben.

Die Leegart dachte bei sich: du bist dumm, aber gottlob, wenn nur ich weiß, was in der Welt ist. Sie erschrak vor jedem Gedanken, den sie über einen Menschen gehabt hat

oder noch haben wird. Das ist ja entsetzlich schwer, eine solche Gabe zu haben, daß man jedermann antun kann, was man will.

Als die Frauen zu Besuch kamen, beteuerte die Leegart fortwährend: „Ich mein' es mit der ganzen Welt gut, besser als ich meint es kein Mensch. Ich wünsche jedermann, jedem, ich nehme keinen aus, nur Gutes."

Man verstand nicht, was die Leegart wollte, aber man stimmte ihr bei: „Jawohl, du bist immer gut gewesen."

„Und wißt ihr, was ich sage?" rief die Leegart mit glänzenden Augen, „ich sage weiter nichts als: das Pfarrhaus und des Heidenmüllers Toni. Denkt daran, daß ich's gesagt habe; ich sage weiter nichts."

Bald nach der Todesnachricht war der Pfarrer und die Pfarrerin unter Begleitung Eduards nach der Heidenmühle gefahren, und das war gut, denn Toni wollte fast vergehen vor Jammer und Wehe, sie hatte seit gestern so Entsetzliches durchgelebt und sie klagte sich schwer an, daß sie in der Fürsorge für andere den Vater vergessen habe. Toni begrüßte die Pfarrerin wie einen rettenden Engel und sie ward erst beruhigter, als die Pfarrerin versprach, bei ihr zu bleiben.

Eduard bat, man möge ihm doch auch etwas zu tun geben. Toni sah ihn groß an und schmiegte sich an die Pfarrerin.

Die nun so schnell zur Witwe gewordene Heidenmüllerin klagte und heulte entsetzlich, und wenn der Pfarrer ihr zuredete, hörte sie ihn kaum an, sie starrte nur immer auf Toni, wie wenn sie diese mit ihrem Blicke vergiften wollte. Die Gemarterte ist jetzt frei und ihre Peinigerin muß als Bettlerin aus dem Hause ziehen.

Niklaus Manuel: Selbstbildnis (Eigentum des Kunstmuseums in Bern). Bildstock aus: Vetter „Ein Rufer im Streit". Verlag G. Grunau, Bern.

Man mag sich dagegen sträuben wie man will, die Leegart hat doch etwas gewußt.

Von Neujahr an wohnte des Heidenmüllers Toni im Pfarrhause, und sie blieb dort während des ganzen Trauerjahres. Allmählich lebte sie wieder auf aus ihrem tiefen Kummer und sah so schön aus wie ehedem, nur viel feiner.

Im Hochsommer wurde auf der Heidenmühle neu gebaut, Eduard kam mehrmals zu Besuch, und nie war er da, ohne auch nach der Heidenmühle zu schauen und nach allem, was dort gerüstet und geordnet wurde.

Die Leegart nähte viel im Pfarrhause und hätte viel erzählen können, wie schön und herrlich es war, wie die Pfarrerin und die Toni miteinander lebten und wie sich diese von der Pfarrerin in allem unterweisen ließ. Aber die Leegart hatte sich vorgenommen, nicht mehr viel zu sprechen; nur bei der jungen Röttmännin auf Röttmannshof, der jetzt grün angestrichen ist, schüttete sie ihr Herz aus. Nirgends war Leegart besser daheim als auf Röttmannshof und sie sagte oft: Lustigeres kann man doch gar nicht sehen, als wie der starke, breite Adam sein kleines Töchterchen auf dem Arm herumträgt und mit ihm spielt. Man hätte es gar nicht geglaubt, daß er so geschickt und handlich sein kann. Martina dachte lachend an die Zeit, da Adam das Herumtragen einmal gelernt hatte, dort unter der breiten Buche.

Als Leegart dem Töchterchen das erste Jahrkleid gemacht hatte, und zwar ein sehr schönes grellrotes, war Adam ganz glückselig, da er das Kind herumtrug und es lehrte, wenn man es fragte: „Wo ist dein schönes Kleid?" daß es den Zipfel desselben aufhob und sein schönes Kleid zeigte.

Nun war Leegart wieder voll Verwunderung und Lob und Martina konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Er sagt oft: ich hab' an meinem Joseph diese erste Kinderzeit versäumt; ich bring's jetzt ein. Es gibt ja nichts Glückseligeres."

Die wilde Röttmännin war schon lang nicht mehr da. Sie hatte es nicht bekennen wollen, aber es ging ihr doch nach, daß sie so entsetzlich auf den toten Heidenmüller hineingeflucht hatte. Vor der Welt spielte sie noch die Starke. Sie ließ einen Advokaten kommen, er mußte eine Schrift aufsetzen an das Konsistorium, daß die Ehe von Martina und Adam für null und nichtig erklärt werde; sie erlebte das Ende des Prozesses nicht, sie starb bevor der Schnee völlig geschmolzen war, durch den Joseph seinem Vater entgegengegangen war. — —

Wenn jetzt der Pfarrer auf der Kanzel steht, hat er vor sich in der ersten Reihe zwei tapfere Männer, die die

Aus Niklaus Manuels Totentanz nach der Kopie von A. Kauw: Der Tod und der Deutschritter.
Der Stifter des Bildes (am Wappen rechts oben erkenntlich) ist Komthur Rudolf v. Fridinger, ein hochangesehener Herr und Kunstförderer; er stiftete auch die berühmten Glasgemälde in der Kirche zu Sumiswald.

besten Freunde geworden sind, es sind Adam Röttmann und der junge Heidenmüller, der Schwager Eduard, der Toni geheiratet hat.

Joseph im Schnee ist im Winter im Dorf beim Schilder-David, um der Schule nahe zu sein; er ist ein starker, wohlbegabter Knabe.

Häspele behauptet immer: aus dem Knaben, der so Außerordentliches erlebt und so Außerordentliches bewirkt, muß auch ein ungewöhnlicher Mensch werden.

Die Leegart aber erwidert beständig: nur nicht prophezeien! Man ladet sich eine schwere Verantwortung auf. Sie weiß, was aus dem Joseph im Schnee wird, sie sagt es aber nicht.

— Ende. —

Niklaus Manuels Totentanz.

Durch die Aufführungen der Manuelschen Faßnachtsspiele „Die Totenfresser" und „Von Papsts und Christi Gegensatz" an unserem Stadttheater am 29. und 30. Juni letzthin ist das Interesse am Wesen und Werke des genialen Berner Malers und Dichters Niklaus Manuel auch in den Kreisen geweckt worden, die außerhalb denen der zünftigen Historiker liegen. Es war ein glücklicher Gedanke, die hervorragendsten reformatorischen Dichtungen Manuels in unsere Gegenwartssprache zu übertragen*) und dadurch den Versuch einer theatermäßigen Aufführung dieser Stücke zu ermöglichen. Dieser Versuch ist Herrn Prof. Vetter und seinen Mitarbeitern aufs beste gelungen, und wir können nur wünschen, daß ihm ähnliche Veranstaltungen, die uns das Verständnis einer vergangenen Zeit ebenso eindrucksvoll zum Erlebnis werden lassen, folgen werden. Solchermaßen in den Dienst der Aufklärung und Bildung gestellt, müßte das Theater wirklich zu dem werden, zu dem der Idealist Schiller es machen wollte: zu einer „moralischen Anstalt", zu einem nationalen Bildungsinstitut par excellence.

In der Tat kam uns an jenen Manuel-Aufführungen vor allem die Tatsache zum Bewußtsein, daß das gesprochene Wort ungleich stärker wirkt als das geschriebene. Verstärkend kam hinzu die Illusionswirkung der Kostüme und der Inszenierung.

Was uns an den Werken selbst in erster Linie Eindruck machte, das ist ihre eminente Geistigkeit. Es steckt eine solche Fülle von künstlerischer Kraft, von Beobachtungsgabe, von Welt- und Zeitkenntnis da-

Aus Niklaus Manuels Totentanz: Ritter Kaspar v. Mülinen 1481—1538.
(Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

*) „Ein Rufer im Streit". Niklaus Manuels erste reformatorische Dichtungen. Erneuert in Hochdeutsch und Berndeutsch zum Reformationsgedenkjahre 1917, von Prof. Dr. Ferd. Vetter. 117 S. 8°. Preis Fr. 4. — Verlag Dr. G. Grunau, Bern.